

(1. Fortsetzung.)

„Ach, da könnte man einen ganzen Tag erzählen, wenn man alle die Geschichten wiederholen wollte, die über ihn im Umlauf sind. Jedenfalls war er ein Hitzkopf, dem es niemals darauf ankam, einen Gegner niederzuschlagen, und ein toller Schürzenjäger obendrein. Er soll der besondere Liebling des alten Barons gewesen sein, aber mit seinem Bruder hat er sich, wie man sagt, immer herzlich schlecht gestanden. Es heißt, daß er in unsere jetzige Frau Baronin verliebt gewesen sei und daß sie ihn auch sehr gern geheiratet hätte. Aber es wurde nichts aus der Sache, und als sie sich eines Tages mit seinem älteren Bruder verlobte, ging er auf und davon.“

„Was Sie sagen! Erzählen Sie doch die Leute? Und was ist denn aus ihm geworden?“

„Er soll sich in Amerika als Kutscher oder als Kellner eine Zeitlang durchgeschlagen haben, bis man überhaupt nichts mehr von ihm hörte.“

Wieder strich der Fremde seinen grauen Bart.

„Natürlich — ein Adliger, der aus Europa entflieht, kann jenseits des großen Wassers nur Kutscher oder Kellner werden. Das scheint nach der in Deutschland herrschenden Ansicht nun einmal unerlässlich. Hat ihn denn jemand bei dieser ehrenwerten Beschäftigung gesehen?“

„Das weiß ich nicht, aber man hört es ganz allgemein. Jedenfalls wäre er wohl nach des alten Barons Tode wieder gekommen, um sein Erbteil in Empfang zu nehmen, wenn er noch nicht ganz verblüfft gewesen wäre. Vielleicht war er damals auch schon tot.“

„Das mag wohl das Wahrscheinlichere sein, denn selbst der ärgste Lump pflegt sich doch einzustellen, wenn es seine Erbschaft zu erheben gilt.“

Der Fremde schwie eine Weile, dann deutete er hinüber nach jener Stelle am Horizont, wo ein paar hohe Schornsteine sich schlang von dem Abendhimmel abzeichnen.

„Was ist das?“ fragte er. „Ich erinnere mich nicht, diese Schöte früher gesehen zu haben.“

„Das kann auch nicht wohl sein, denn sie stehen da erst seit fünf oder sechs Jahren. Es ist die Fabrik des Herrn Berringer — ein großes Etablissement und eine wahre Quelle des Segens für unsere Gegend. Da können unsere Burden und Mädchen doch ein ganz anderes Stück Geld verdienen als mit der elenden Tagelöhnerlei auf dem Gute.“

„So? Zahlt dieser Herr Berringer seine Arbeiter so gut?“

„Er zahlt sie vielleicht nicht besser als andere, aber die Leute sind jedenfalls zufriedener, und daß er ein guter menschenfreundlicher Mann ist, kann ihn Niemand bestreiten. Wer seine Pflicht thut und sich ordentlich aufhält, der ist bei ihm wohl geborgen. Er läßt keinen braven Arbeiter ins Elend geraten und wo die verschiedenen Klassen, die er gezüchtet hat, nicht ausreichen, da greift er stets ohne Bedenken in die eigene Tasche, um vorhandene Noth zu lindern. Kratzelei und Unruhefütterer giebt es ja am Ende überall, aber die Mehrzahl der Arbeiterschaft ginge für ihn durch's Feuer.“

„Das ist erfreulich zu hören. Wenn ich mich nicht über ihre Lage täusche, befindet sich die Fabrik auf Rhinower Terrain?“

„Gott bewahre! Das ist ja eben der Neger des Herrn Barons, daß sie hart an der Grenze seines Vorwortes erbaut worden ist. Die ganze Anlage ist ihm ein Dorn im Auge, und er führt schon seit Jahren einen großen Prozeß gegen den Fabrikanten, wird ihn aber wahrscheinlich verlieren.“

In diesem Augenblick ging raschen Schrittes ein junges Mädchen an dem Gasseingang vorüber, von dem Wirth mit großer Ehrerbietung begrüßt. Sie war nicht wie eine Dorfbewohnerin, sondern in ein einfaches dunkles Kleid von häßlichem Zuschnitt gekleidet, und auch ihr feines, etwas blaßes und verhärmtes Gesicht ließ erkennen, daß sie nicht der ländlichen Bevölkerung angehören konnte. Auch der Fremde hatte seinen Hut gezogen und mit einem eigenthümlich nachdenklichen Ausdruck blickte er ihr nach.

„Wer war das, Herr Wirth?“ fragte er, als sie außer Hörweite war. „Es ist kaum denkbar, daß ich sie schon einmal gesehen hätte, und doch wollte ihr Gesicht mir merkwürdig bekannt erscheinen.“

„Ganz recht, er kam als Vikar nach Rhinow und heirathete die Tochter des damaligen Pfarrers, dessen Nachfolger er wurde. Aber er war immer tränklich und vor vier Jahren ist er gestorben.“

Der Graubärtige fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen, dann stand er plötzlich auf.

„Ich danke Ihnen für die angenehme Unterhaltung, Herr Wirth! Nun möchte ich noch einen kleinen Spaziergang machen. Ich denke wohl, daß ich acht oder vierzehn Tage hier bei Ihnen bleiben werde.“

Er schlenderte die Dorfstraße entlang, an dem kleinen ephemeranten Predigerwitwenhause vorüber. Aber als er etwa fünfzig Schritte davon entfernt war, kehrte er wie von einer plötzlichen Eingebung oder einem unwillkürlichen Verlangen getrieben wieder um und stieg die wenigen Stufen zu der Eingangstür des Häuschens empor.

Ein Glodenzischen ertönte, als er sie öffnete, und aus einem der auf die Diele mündenden Zimmer trat das selbe junge Mädchen, das er vorher vor dem Wirthshause begrüßt hatte.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe, mein Fräulein,“ sagte er, „aber ich möchte sehr gern die Frau Pastorin auf einige Augenblicke sprechen.“

„Wollen Sie gefälligst eintreten,“ erwiderte sie mit einer freundlichen, nur etwas müde und traurig klingenden Stimme. „Meine Mutter ist hier drinnen.“

Er leistete der Einladung Folge und überschritt die Schwelle des sehr einfachen, doch überaus traulichen Stübchens. Eine schwarz gekleidete, magere Frau, in deren ehemals viel leicht sehr anmuthigen Antlitz alle Schmerzen und Enttäuschungen eines harten, freudlosen Daseins ihre Spuren zurückgelassen zu haben schienen, wandte sich ihm zu.

„Guten Abend,“ sagte der Fremde nur, aber der letzte goldige Schein der sinkenden Sonne fiel dabei voll auf sein Gesicht, und nachdem sie ihn ein paar Sekunden lang unverwandt angesehen hatte, rief die Frau mit erhobenen Händen:

„Baron Horst! O mein gütiger Gott — ist es denn möglich?“

In den Zügen des Mannes malte sich eine tiefe Bewegung und umsonst suchte er sie hinter einem scherzenden Lächeln zu verbergen, als er entgegnete:

„Ja, ich bin's. Aber Sie müssen beneidenswerthe Augen haben, daß Sie mich sogleich erkennen konnten trotz der langen Trennung und trotz der Veränderung, die in diesen vierundzwanzig Jahren aller Wahrscheinlichkeit nach doch in meinem Aeußeren vorgegangen ist.“

Er war auf sie zugezogen und hatte ihr zum Gruß die Rechte entgegen gestreckt. Sie nahm sie in ihre beiden Hände; helle Thränen rollten, ihr selbst unbewußt, über die eingefallenen Wangen; ihr ganzes Antlitz aber verklärte ein wunderjam freudiger Schimmer. Still ging das junge Mädchen hinaus. Sie hatte den Namen des verschollenen von Bruchhausen oft genug gehört, um zu ahnen, was die unerwartete Rückkehr des Todtgeglaubten für ihre Mutter bedeutete, und überdies hatte sie eine Empfindung, als ob die Beiden sich bei ihrem ersten Wiedersehen Vieles zu sagen hätten, was ihnen die Anwesenheit eines Dritten wenig erwünscht machen mußte.

Aber wenn es wirklich so war, so hatten sie es damit nicht gar zu eilig. Lange standen sie einander gegenüber — jedes nach Kräften bemüht, seine Bewegung zu bemeistern. Dann, als die Wittwe seine Hand freigegeben hatte, zog Horst einen Stuhl heran und setzte sich ihr gegenüber an das Fenster.

„Ja, da bin ich nun wieder, Margarete,“ sagte er. „Ich darf Sie doch noch Margarete nennen wie damals, als wir Spielkameraden waren?“

Die Pastorin nickte.

„Gewiß! Wie fremd würde mir jeder andere Name aus Ihrem Mund klingen!“

Und dann, mit einem leisen Kopfschütteln fügte sie hinzu:

„Vierundzwanzig Jahre! Eine lange, lange Zeit!“

„Freilich! Und doch ist mir's in diesem Augenblick, als könnten kaum ebenso viele Monate vergangen sein, seitdem wir gemeinsam Wald und Feld durchstreiften wie sorglos fröhliche Kinder. Also Sie haben den Vikar Lammert wirklich geheiratet?“

„Ich hatte kurz vor meinem Fortgehen von Ihrer Verlobung mit ihm gehört, und ich konnte es damals nicht begreifen.“

Ein wehmüthiges Lächeln huschte über das Antlitz der Frau.

„Wie hätten Sie es auch begreifen sollen! Ich heirathete ihn, weil meine Eltern es so wünschten und weil er sich in einem Augenblick um mich besap, wo mir alles gleichgültig war. Aber ich hatte es nicht zu bereuen. Er

war mir bis zu der letzten Stunde seines Lebens ein guter und liebevoller Gatte. Mein Dasein ist in gewöhnlichen ausgebreiteten Alltagsgeleisen dahin gegangen. Sie aber, Baron Horst — wie viel Kummer und Sorge haben Sie hier hinter sich zurückgelassen, und wie Schweres müssen Sie in diesen vierundzwanzig Jahren erlebt haben!“

„O, es war damit gar nicht so arg. Ich habe mich nicht einmal als Kutscher oder Kellner versucht, wie sich's hier die Leute erzählen. Ein Jahr lang trieb ich mich allerdings ziemlich wild und planlos in der Welt umher, und dann aber war ich von allem knabenhaftem Ungeist gründlich geheilt und lernte den Segen rechschaftlicher, tüchtiger Arbeit begreifen. Ich war zuerst in einer Faktorei auf den Samoainseln angestellt und dann fast zwei Jahrzehnte lang in der afrikanischen Handels- Niederlassung eines Hamburger Hauses — auf jenem Küstenstrich, über dem jetzt die deutsche Flagge weht. Es war wirklich herzlich wenig Romanhaftes und Abenteuerliches in meinen Erlebnissen.“

„Und nun werden Sie hier auf Rhinow bleiben?“

„Das wohl kaum. Ich bin eben ein Kaufmann geworden und würde hier schwerlich ein Feld für lieb gewonnene Thätigkeit finden. Auch bin ich weder als ein Kröfus noch als Bettler heimgekehrt, und vielleicht wäre nur das Eine oder das Andere im Stande gewesen, mich hier fest zu halten. Doch wir finden wohl noch Gelegenheit, darüber weiter mit einander zu plaudern. Für jetzt möchte ich vor allem wissen, wie es um Sie bestellt ist, Margarete.“

„Wenn Sie damit die äußeren Verhältnisse meinen, in denen ich lebe, so habe ich keine Ursache zu klagen. Meine Wittwenpension ist gering, aber meine Bedürfnisse sind noch geringer, und meine Tochter verbandt dem Wohlwollen des Herrn Berringer eine Stellung, die uns ermöglicht, ohne eigentliche Sorge zu leben.“

„Ich sah Ihre Tochter vorher vor dem Wirthshause an mir vorbeigehen, und es schoß mir bei ihrem Anblick durch den Sinn, daß sie vor fünfundsiebzig Jahren genau so ausgesehen haben — nur um Vieles fröhlicher und freier. Ihre Tochter ist doch hoffentlich nicht lebend?“

Die Pastorin schüttelte den Kopf.

„Körperlich wohl nicht, und wenn sie wirklich leidet, wie auch ich es nach ihrem veränderten Aussehen fürchte, so kann es nur ein verschwiegener Kummer sein, der die Schuld daran trägt.“

„Ein Herzenskummer vermuthlich. — Und hoffentlich einer, der nicht unheilbar ist. Aber haben Sie denn Ihr Vertrauen in so geringem Maße, daß Sie nicht einmal darüber unterrichtet sind?“

„Es ist eine wunde Stelle, die Sie da berühren, Baron Horst! Ja, ich muß wirklich glauben, daß ich das Vertrauen meines Kindes verloren habe, denn obwohl sie mir nicht verbergen kann, daß sie leidet, ist es mir doch nicht gelungen, sie zum Sprechen zu bringen. Und ich versuche es auch nicht mehr, denn sie hat bei all ihrer Sanftmuth und Herzengüte einen Kopf von Eisen.“

Die geheimen Kummernisse dieses jungen Mädchens, das er heute zum ersten Mal gesehen und mit dem er nur ein paar gleichgültige Worte gewechselt hatte, schienen den Baron merkwürdigerweise in sehr hohem Maße zu interessieren, denn obwohl es ihm nicht entging, konnte, daß die Verbindung ihres Gespräches der Pastorin peinlich sei, hielt er doch noch immer an dem Gegenstande fest.

„Wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich trotzdem nicht aufhören, in sie zu dringen,“ sagte er in auffallend ernstem Tone. „Man soll einem jungen Wesen, das man lieb hat, nicht erlauben, sich in unausgesprochenem Herzeleid zu verzehren. Gerade Ihre Tochter sieht mir ganz so aus, als gehörte sie zu denen, die immer in Gefahr sind, sich in der Stille zu verbluten.“

Frau Lammert mochte wohl eine Frage nach dem Sinn dieser letzten Worte aus den Lippen haben, aber der Wiedertritt Marthas machte es ihr unmöglich, sie auszusprechen. Irgend eine unaussprechbar häßliche Angelegenheit forderte die sofortige Entscheidung der Pastorin und Baron Horst schienen der Meinung, daß sein erster Besuch nun lange genug gewährt habe. Er stand auf, um sich zu verabschieden und man nöthigte ihn nicht, zu bleiben. Die Hand der Wittwe in der seinigen haltend, fragte er:

„Wie stehen Sie eigentlich zu meinem Bruder und zu seiner Familie? Sind Sie häufig drüben auf dem Schlosse?“

Frau Lammert schüttelte den Kopf.

„Niemand! Die Herrschaften haben jeden Umgang mit uns aufgegeben, seitdem Martha im Dienst des Herrn Berringer steht. Aber auch vorher

war von einem Verkehr kaum die Rede. In die glänzende Gesellschaft von Schloß Rhinow passen wir eben gar zu schlecht hinein.“

„Wenn es so ist, brauche ich Sie wohl nicht erst ausdrücklich um Ihre Verschwiegenheit zu bitten. Und ich habe kaum zu fürchten, daß noch ein Anderer hier im Dorfe so scharfe Augen und ein so vortreffliches Gedächtniß hat wie Sie.“

„Wir werden sicherlich schweigen, wenn Sie es so wünschen. Zu dem sollten wir denn schließlich auch davon reden! — Aber — verzeihen Sie mir die Frage, Baron Horst — Sie kommen nicht mit feindlichen Absichten gegen Ihren Bruder, nicht wahr?“

Der Gefragte lächelte.

„Muß ich Sie dessen erst versichern? Nein, wahrhaftig, ich komme in der freundlichsten Absicht von der Welt. Die Zeit, die zwischen meinem Abschied und meiner Wiederkehr liegt, war doch wohl lang genug, um auch die Flammen der wildesten Leidenschaft zum Verlöschen zu bringen.“

„Gott gebe es!“ sagte die Pastorin leise, und der Baron drückte ihr die Hand. Dann wandte er sich gegen das junge Mädchen, und seine Stimme hatte einen so warmen und herzlichen Klang, daß Martha Lammert sichlich überprüfte die Augen zu ihm erhob.

„Auf Wiedersehen, mein Fräulein! Sie werden sich schon darin ergeben müssen, daß ich meine alten Freundschaftsrechte ein wenig auch auf Sie ausdehne und Ihnen hier und da mit meiner Gesellschaft läßtig falle.“

In der Art, wie er sprach, und wie er ihr seine Hand reichte, war trotz aller für eine erste Begegnung vielleicht etwas befremdlichen Vertraulichkeit nichts Aufdringliches, das sie unangenehm hätte berühren müssen. Sie hatte vielmehr eine Empfindung, als ob ihr aus den Worten und dem Wesen dieses Fremden etwas von jener väterlichen Zärtlichkeit entgegenströme, die sie bei ihrem ersten, schwefelhaften und immer würdevollen Vater eigentlich kaum kennen gelernt hatte. Nie war jene angeborene Scheu, die sie neuen Bekanntschaften gegenüber oft beinahe unhöflich zurückhaltend machte, so rasch beseitigt worden, als durch die zwingende Lebenswürdigkeit dieses in Rhinow so übel berufenen „wilden Barons“. Sie fühlte kein Bedürfniß, ihm zu versichern, daß sein Besuch ihr immer willkommen sein würde, aber er las solche Versicherung wohl in ihrem Blick und in dem freundlichen Lächeln ihrer sonst so herb versogenen Lippen.

Jedenfalls lag ein sehr zufriedener und heiterer Ausdruck auf seinem Gesicht, als er seinen Weg durch die Dorfstraße hinunter fortsetzte, um kopfnickend ein hier und da wohl vertrautes Plätzchen zu begrüßen und um sich dann das Etablissement des Herrn Berringer, für das er ein besonderes Interesse zu empfinden schien, aus der Nähe zu betrachten.

Drittes Kapitel.

Die Baronin Leonie von Bruchhausen, eine trotz ihrer fünfundsiebzig Jahre noch immer sehr schöne Frau von imponirender Gestalt, lag in elegantem Neglige auf der Chaiselongue verlehrt, daß sie den unerwarteten Eintritt ihres Gemahls allem Anschein nach nur als eine unangenehme Störung empfand.

„Mein Gott, Ewald, wie Du mich erschreckst!“ sagte sie vorwüthig. „Er aber reichte ihr einen offenen, mit der goldenen Freiherrnkronen geschmückten Brief.“

„Da — lies!“ Ein Lebenszeichen von Deinem theuren Sohne!“

Sie richtete sich ein wenig aus ihrer bequemen Stellung auf und las. Aber sobald sie an das Ende der ersten Seite gelangt war, ließ sie die Hand mit dem Blatte sinken.

„Wenn er von nichts Anderem schreibt, als von diesen langweiligen Geldsachen, warum soll ich es denn lesen?“

„Weil ich es für sehr nützlich halte, daß Du endlich einmal erfährst, wie es um die Lebensgewohnheiten und den Charakter Deines lieben Sohnes bestellt ist.“

„Mein Gott, warum nennst Du ihn so beharrlich meinen Sohn? Ich denke, er ist der Deinige ebensowohl.“

Der Baron von Bruchhausen seufzte.

„Freilich! Und es wäre wohl müßig zu untersuchen, wer von uns beiden diesen freudhaften Leichtsin auf ihn vererbt haben mag. Wir haben durch eine all zu nachsichtige Erziehung wohl gleichermaßen an ihm gesündigt.“

„Es ist sehr freundlich, daß Du mich aufgesucht hast, um mir so lebenswürdige Dinge zu sagen. Hast Du vielleicht noch Weiteres von derselben Gattung für mich in Bereitschaft?“

„Ich bin nicht gekommen, um Dir Vorwürfe zu machen, sondern um ein ernstes Wort über die Zukunft mit

Dir zu reden. Denn so kann es unmöglich weitergehen. Ich will Dir nicht zumuthen, diesen ganzen unerfreulichen Brief zu lesen, aber ich ersuche Dich, einen Blick auf die letzte Seite zu werfen, wo Harald nach der langen Vorrede endlich dazu kommt, die Summe zu nennen, die er wieder einmal braucht um sich aus den Händen seiner Gläubiger zu retten.“

Die Baronin leistete der Aufforderung Folge, aber auf ihrem schönen, kalten Gesicht spiegelte sich weder Ueberraschung noch Schrecken.

„Ja es ist viel — empöre dich viel für einen mit so reicher Zulage versehenen jungen Burschen wie Harald, und jedenfalls zu viel, als daß ich es aufbringen könnte, ohne mich vollends zu ruiniren.“

Seine letzten Worte machten der bisherigen Gleichgültigkeit der schönen Frau plötzlich ein Ende. Sie sprang auf und fragte erregt:

„Was heißt das, Ewald? Es kann doch nicht im Ernst Deine Absicht sein, ihn im Stiche zu lassen?“

„Ich kann nicht anders. Wenn es ihm gefiel, alle meine eingelegten Mahnungen leichtsinnig in den Wind zu schlagen, so muß er eben tragen, was er sich selbst bereitet hat.“

„Und Du sagst das mit solcher Gelassenheit! Ich begreife in der That nicht, wie ein Vater es über sich gewinnen kann, so lieblose Worte zu sprechen. Wenn Du von Harald verlanget, daß er wie ein Pfarramt-Randbald leben sollte, so hättest Du ihn eben nicht zum Offizier bestimmen dürfen.“

„Es fällt mir nicht ein, derartiges von ihm zu verlangen, aber ich darf doch wohl verlangen, daß er sich als ein vernünftiger Mensch einigermassen nach den Verhältnissen einrichtet. Wie unbedacht er auch in den Tag hineinleben mag, so weit kann eine knabenhafte Weltuntenntniß unmöglich gehen, daß er nicht wüßte, unter einem wie furchtbaren Druck seit Jahren die deutsche Landwirtschaft seufzt und eines wie schweren Unrechts er sich schuldig macht, wenn er die Last meiner Sorgen so leichtfertig vermehrt.“

„Mein Gott, wenn man Dich hört, könnte man wahrhaftig glauben, Du müßtest demnächst zum Bettelstüb greifen.“

„Nun, wer weiß, ob dieser Glaube all zu weit von der Wahrheit entfernt wäre! Rhinow ist mit Hypotheken in solchem Maße belastet, daß ich während der letzten Wochen umsonst die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht habe, noch ein weiteres Kapital aufzunehmen. Und was das Schlimmste ist, ich bin seit mehr als einem Jahre mit dem größten Theil der Hypothekenzinsen im Rückstande. Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß die Leute sich so lange geduldet haben.“

„Nun, sie werden sich auch weiter gedulden. Die Verhältnisse müssen sich doch einmal bessern und Du wirst dann alles bezahlen.“

„Eine sehr tröstliche Zuversicht — schade nur, daß ich sie nicht zu theilen vermag. Nein, meine liebe Leonie, ich wiederhole Dir, so geht es nicht weiter, um so weniger, als meine Lage allem Anschein nach aufgehört hat, ein Geheimniß zu sein. Dieser Berringer würde es sonst schwerlich gewagt haben, mir sein unverkäufliches Anerbieten zu machen.“

„Berringer? Derselbe mit dem Du prozeßirtest? Und was für ein Anerbieten ist das gewesen?“

„Er schickte mir seinen Sohn mit dem Vorschlag, unsere Zwistigkeiten damit zu beenden, daß ich ihm das Vorwerk verkaufe. Auf den Preis sollte es nicht ankommen, und ich sollte von dem Geschäft auch sonst alle möglichen Vortheile haben.“

„Nun? Und Du hast abgelehnt?“

„Selbstverständlich! Ich würde eher verhungern, als daß ich diesem Gefindel meine Rettung verdante. Oder bist Du etwa der Meinung, daß ich hätte annehmen sollen.“

„O, nein! Du weißt, daß ich von diesen geschäftlichen Angelegenheiten nichts verstehe und daß ich mich da niemals einmische. Aber es interessiert mich, zu hören, daß der Doktor Berringer bei Dir gewesen ist. Berringer hat ja, so viel ich weiß, nur diesen einzigen Sohn. Ein hübscher und angenehmer Mensch, nicht wahr?“

Der Baron machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern.

„Ich habe mir natürlich nicht die Mühe genommen, ihn daraufhin anzusehen. Bist Du denn mit ihm befreundet?“

„Ganz oberflächlich. Er wurde mir während des letzten Winters irgenbwo vorgestellt, als ich in Berlin war, um Irene heim zu holen. Und dann bin ich ihm ein paar Mal auf Spazierfahrten begegnet. Er ist wirklich ein netter junger Mann und sitzt zu Pferde wie ein Hufar.“

„Meinetwegen wie ein Rosak! Ich denke, wir hätten besseres zu thun, als uns um die Familie dieses famosen Herrn Berringer zu kümmern. Nach dem Empfang, den ich ihm bereitet habe, wird sich der Doktor schwerlich verdrückt fühlen, noch einmal den Vermittler zwischen seinem Vater und mir zu spielen. Und damit ist er für mich abgethan. Ich brauche doch wohl nicht zu fürchten, daß sich etwa hinter meinem Rücken irgend welche Beziehungen zwischen meinem Hause und jener Sippschaft anspinnen.“

„Wenn Du diese Mahnung an Irene richtest statt an mich, wird sie ohne Zweifel besser angebracht sein.“

Die Stirn des Barons zog sich in drohende Falten.

„An Irene? Was willst Du damit sagen?“

„D, nichts Besonderes! Aber sie hat den Doktor Berringer damals ebenfalls kennen gelernt und sie mag wohl öfter mit ihm zusammengetroffen sein als ich. Es würde mir nicht gerade unnatürlich vorkommen, wenn er auf ein junges Mädchen noch günstigeren Eindruck machte als auf eine Frau in meinen Jahren.“

„Hast Du irgend einen Anhalt für derartige Vermuthungen? Irene hat Dir von dem Menschen gesprochen?“

„Ich erinnere mich kaum, und wenn es wirklich geschehen ist, war jedenfalls nichts Auffälliges dabei. Aber ich würde ja vermuthlich auch die letzte sein, die sie ihres Vertrauens würdig.“

(Fortsetzung folgt.)

Sie erinnerte sich seiner sehr wohl. Er war der Wagnard mit dem ehrlichen Gesicht, der vor einigen Monaten vorgeschrien und ihr Herz so gerührt hatte, daß sie ihm einige von ihrem Manne abgelegte Kleidungsstücke gab. „Kommen Sie herein, Sie Herrscher, sprach sie freundlich, und ich will Ihnen eine heiße Tasse Kaffee und ein Butterbrot geben.“ — „Nein, danke Madam“, antwortete der Landstreicher. „Ich will keinen Kaffee und Butterbrot. Ich bin nur hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich in einer von den Taschen der Waise, die Sie mir letzten Sommer gaben, einen Hundertmarktschein gefunden habe!“ — „Himmel!“ rief die erstaunte Dame. „Und nun sind Sie guter, ehrlicher Mensch gekommen, um mir den Schein zurückzubringen?“ — „Nein, Madam“, antwortete der Wagnard, „das eigentlich nicht, Madam. Ich wollte nur fragen, ob Sie nicht wieder eine Waise haben.“

Zum Ueberflus ist nun auch, im Zusammenhang mit der Bestellung von Aeroplanen in Frankreich, die Italien in der tripolitänischen Kampagne verwenden will, die Frage aufgetaucht, ob die Lieferung nicht neutralitätswidrig sei. Sodann, ob Aeroplane nicht als Kontrebande anzusehen, weil sie doch in gewissem Sinne Waffen wären. Wie man es nimmt. Die Dinger kennen als Waffentrocken oder auch als Selbstmordwaffen angesehen werden.



„Immer herein! Hier ist zu sehen „The Great Day“, der dicke Mann der Welt!“